

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Pilzkunde = Bulletin suisse de mycologie

Herausgeber: Verband Schweizerischer Vereine für Pilzkunde

Band: 41 (1963)

Heft: 1

Artikel: Die Doulastanne

Autor: Weber, F.C.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-937587>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Douglastanne



Als Konkurrentin unserer einheimischen Fichte, der Familie der Kieferngewächse (Pinaceae) angehörend, gelangte Anno 1827 die Douglastanne oder auch nur Douglasie genannt, *Pseudotsuga taxifolia* (Poir.) Britton. (*P.douglasii* Carr., *P.menziesii* [Mirb.] Franco.), aus dem wilden Westen Nordamerikas zu uns nach Europa. In ihrer Heimat besiedelt sie als führender Waldbauum gewaltige Gebiete und dringt bis auf 3000 Meter Höhe vor. Die zahlreichen Klimarassen sind hauptsächlich innerhalb der folgenden Form und zweier Großvarietäten vereinigt. Dies sind die Gebirgsdouglasie nördlich des 39. Breitengrades, *f.caesia* Schwer., die Gebirgsdouglasie südlich des 39. Breitengrades, *var.glaucia* (Beißn.) Schneid., und die grüne Küstendouglasie, *var.viridis* (Schwerin) Schneid. Die grüne Küstendouglasie ist zweifellos die raschwüchsigeste und bedeutungsvollste Ausländerin im mitteleuropäischen Raum geworden. Aus diesem Grunde sei auch die nachfolgende Betrachtung auf die *var.viridis* beschränkt.

Die Douglasie keimt oberirdisch (epigäisch), das heißt, die Keimblätter erscheinen über der Erdoberfläche. Den Keimblättern (Kotyledonen) folgen unmittelbar die Erstlingsnadeln (Primärnadeln), welche eine andere Form als die späteren Nadeln aufweisen. Die spitzen, dreikantigen Keimblätter stehen meist zu sieben quirlständig am oft rötlichen Stämmchen. Bei den blaugrünen, glatten Erstlingsnadeln, treten unterseits die zwei weißen Linien schon ausgeprägt in Erscheinung. Endknospen der Zweige glänzend, kegelförmig, zimtbraun, größer und spitzer als die unserer Fichte. Ihre Nadeln sind verhältnismäßig weich, unterseits mit zwei weißlichen Spaltöffnungslinien versehen, an der Basis in ein Stielchen verschmäler, jedoch ohne Blattkissen, zweizeilig gekämmt oder mehr allseitig von den Zweigen abstehend. Durch ätherische Öle entströmt ihnen ein an Zitrusfrüchte erinnernder balsamischer Duft. Die orangefarben männlichen Blüten sind gegen vorjährige Zweige gehäuft, währenddem die grünroten weiblichen Geschlechts meistens ganz an derer Ende angeordnet sind. Blütezeit zwischen April und Mai. Die als Ganzes abfallenden braunen Zapfen, welche die dreieckförmigen Samen bergen, unterscheiden sich von allen übrigen Koniferen durch die tiefdreispitzigen, schmalen, weit über die Fruchtschuppen vorragenden Deckschuppen. Die Rinde jüngerer Stämme weist Harzbeulen auf, wird aber später rissig und korkig.

Abbildung aus: Schweizerischer Forstkalender, Verlag Huber & Co. AG, Frauenfeld.

Zu erfolgreicher Anpflanzung muß auf Samen von geeigneter Herkunft, tiefgründigen Boden, genügende Luftfeuchtigkeit und Windschutz geachtet werden. Allgemein folgt die Douglasie den Standortansprüchen der Weiß- oder Edeltanne, *Abies alba* Mill. (*A. pectinata* DC). 40- bis 50jährige Stangen erreichen oft eine Höhe von über 20 Meter. Unsere Nordamerikanerin ist weitgehend winterhart, leider aber nicht vollkommen sturmfest. Erfahrungsgemäß soll die Douglasie nur in Gruppen gepflanzt werden, da sie einzeln gerne vorwächst und demzufolge grobästig wird. Wo Borkenkäferherde und Windfallnester Löcher rissen, wird sie heute gerne als Lückenbüßer verwendet. In der Jugend erträgt sie Halbschatten, wächst trotzdem rasch und ist infolgedessen die geeignete Spezies, um solche Wunden baldmöglichst zu heilen. Ungeschützte Jungpflanzen werden gerne vom Rehbock gefegt und gehen meistens an der entstehenden Rindenverletzung ein. Die rußige und die rostige Douglasienschütté (*Phaeocryptopus Gäumannii* Rhode / *Phabdoctine pseudotsugae* Syd.) sind zwei Pilzkrankheiten, die Nadelverlust zur Folge haben. Erstere ist in ihrer Heimat ein harmloser Nadelbewohner, der erst unter den neuen Umweltbedingungen zum Parasiten wurde.

Das leicht rosafarbige Holz findet im Möbelbau, als Parkettholz, für Wandverkleidungen, nicht aber in der Papierindustrie Verwendung. Einzelne Standorte der Douglasie zu erwähnen, erübrigt sich, da wir ihre Existenz oft wahrnehmen dürfen.

*

Mit dem Beitrag über die Douglastanne wurde eine Artikelserie über die in unseren Wäldern vorkommenden Gehölze eröffnet. Um dem Wesen der Mykorrhiza näherzukommen, ist die Kenntnis höherer Pflanzen unerlässlich. Ohne Anspruch auf systematische Reihenfolge zu erheben, werden vorerst noch einige weitere forstliche Einbürgerungen behandelt. Was sind «forstliche Einbürgerungen»?

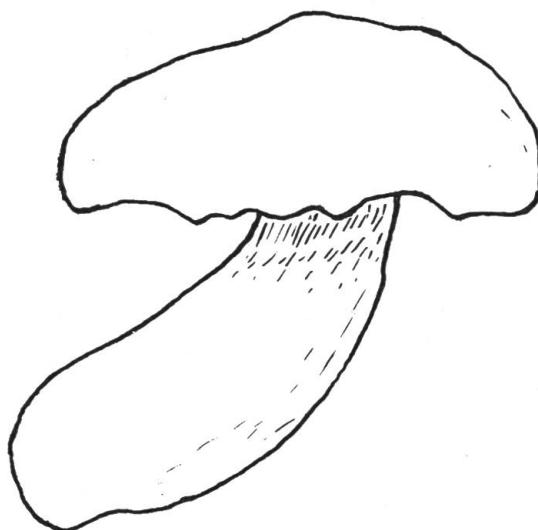
Im 18. Jahrhundert war der Wald für Haus, Gewerbe und Industrie einer der wichtigsten Energielieferanten. Ein großer Teil der Fahrhabe, Bauten und viele Gebrauchsgegenstände wurden aus Holz hergestellt. Dieser enorme Materialverbrauch verhalf neuen Bewirtschaftungsmethoden zum Durchbruch. An Stelle ausgeplündelter Laubwälder entstanden «leistungsfähigere Nadelholzforste». Beim damaligen Stande der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse kannte man die Gefahren der Monokultur noch nicht (Windwurf, Borkenkäfer usw.). In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts experimentierte man dann mit allen möglichen und unmöglichen Holzarten anderer Kontinente darauflos. Selbstverständlich erwartete man bei diesen «biologischen Spekulationen» gegenüber unseren einheimischen Bäumen Vorteile. Vielfach aber blieben nach geraumer Zeit nur noch Mißerfolge und Enttäuschungen zurück. Erst ein gutes Jahrhundert später unternahm man mit einem kleinen Grüpplein «Bewährter» weitere Anpflanzungen.

Dem Stande der Forschung entsprechend, werden heute neuerdings weitgehende Versuche mit Arten und Rassen fremdländischer Hölzer durchgeführt. Dabei versteht sich von selbst, daß die Auswahl durch Berücksichtigung von Frostbeständigkeit, geologischen und ökologischen Faktoren, Höhenlage und anderen meteorologischen Verhältnissen stark reduziert wird. Wie weit wir nach unserem Willen gegen die Natur vorgehen dürfen, bezw. was sich in Zukunft bewähren wird und was nicht, kann uns meistens erst die nächste Generation endgültig be-

antworten. Forstwirtschaftlich ist der Anbau fremder Holzarten nur dann interessant, wenn sie in ihrem neuen Lebensraum gesund bleiben, höhere Wuchsleistungen als einheimische Arten erzielen oder in qualitativer Hinsicht einen Vorteil zu bieten vermögen.

Selbstverständlich erfreut uns die ganze «Ausländerfamilie», vom botanisch-ästhetischen Gesichtspunkt aus gesehen, nicht nur im Walde, sondern ebenso in Park und Garten.

F. C. Weber, Winterthur



Ist das der Taubenritterling (*Tricholoma columbetta* Fr.)?

In der Umgebung von Basel ist der Taubenritterling ziemlich verbreitet und ist bis anhin immer mit den charakteristischen Anilinflecken gefunden worden. An unsren letztjährigen Bestimmungsabenden wurden fast wöchentlich Pilze gebracht, die – mit einem Fragezeichen versehen – als Taubenritterlinge (*Tricholoma columbetta* Fr.) angesehen wurden, obwohl sie nirgends die Anilinflecken oder auch die an der Stielbasis meistens vorhandenen blaugrünen Flecken aufwiesen. Hier die Beschreibung dieser Pilze:

Hut 5–8 cm, jung crème, unter Lupe leicht schuppig, später reinweiß, seidig, matt, auch naß nicht schmierig; Rand gelappt.

Lamellen angewachsen, gedrängt, schon jung crème bis crème-rosa, am andern Tag gänzlich rosa.

Stiel 5,5 cm lang, 12–18 mm dick, fest, an Spitze schuppig, eingewachsen-faserig, weiß.

Fleisch reinweiß, sehr fest, Geruch ganz schwach, zuerst mild, nach längerem Kauen leicht bitter.

Sporen 4–5 μ fast rundlich, hyalin.

Da uns diese Bestimmung als *Tricholoma columbetta* nie ganz befriedigen konnte zogen wir Vergleiche mit *Tricholoma raphanicum* Karsten, beschrieben von G. Métrod in unserer Zeitschrift Jg. 1950, S. 57. Hier zeigen sich auch wieder Unterschiede, wie der sehr stark eingerollte Hutrand, sehr gebrechlich, zuerst schön